

Peter Rosegger über seine Vorleserreisen

Autor(en): **Rosegger, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 32

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

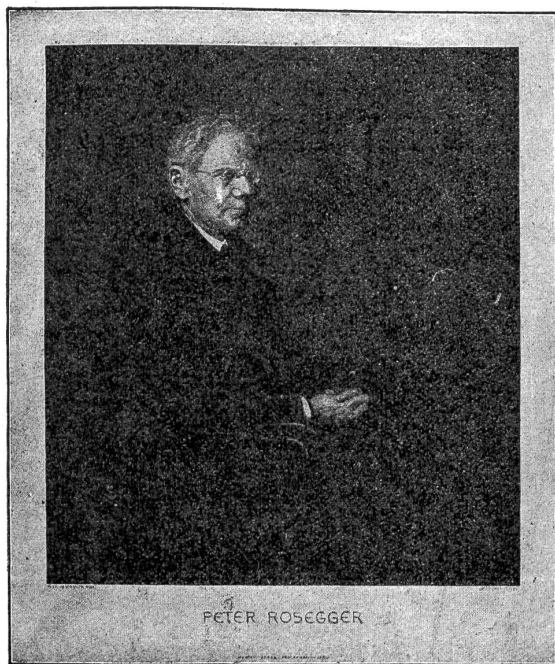
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

purs, Dunkelviolett und allertiefsten Blauschwarz übergeht, über den noch lange nach dem Versinken des Sonnenballs ein breiter, rotgelb glühender Streifen glimmt.



PETER ROSEGGER

Nach einem Gemälde von Ferd. Pamberger, Graz.

Geiger ist in seiner Art, die Natur zu sehen, Poet — er wird stets nur das in höherem Sinne Schöne und Große darstellen können — aber trotzdem ist er Realist. Er verläßt nie den Boden der Wirklichkeit, weder in der Zeichnung, noch in der Farbe. Ebensovwenig wie er etwas von flügelnden Formenkonstruktionen weiß, die die Wirkung eines Bildes durch geometrische Gesetze zahlenmäßig zu ertüpfeln suchen, ebensovwenig läßt er sich zu präzisen Farbkunststücken verleiten, die in einem Experimentieren mit neuen, interessanten Tonkombinationen, in einem nicht aus dem Empfinden heraus geborenen, sondern verstandesmäßig berechneten Mischen komplementärer oder kontrastierender Farbenklänge das letzte Wesen der Kunst entdeckt zu haben glauben. Dazu steckt in Geiger viel zu viel gesunde Kunst. Er ist, wie gesagt, Realist, aber doch nicht Photograph der Natur, der geistlos ihre Formen und Farben nachbildet. Vielmehr sieht er mit dem Auge des Künstlers, das das für die Landschaft Typische, das künstlerisch Notwendige unterscheidet von dem Zufälligen, das überflüssig ist oder wohl störend. Während er dann in der Wiedergabe dieses zufällige Beiwerk der Natur wegläßt, ergänzt er deren Lücken — denn die Natur schafft ja niemals in künstlerischem Sinne Vollkommenes — durch die eigene schöpferische Hand.

Ein weiterer charakteristischer Zug an Geiger ist seine Frohheit, seine wohlthuende Freude an der Farbe, die wahrhaft herzerfrischend wirkt in unserer nervenschwachen, hyperflugen Zeit, wo uns das ängstliche Abdämpfen aller Empfindungsreize als Wahrzeichen letzter, höchster Kunstvollendung gepriesen wird.

Geiger ist ein freudiger Bejager des Lebens; mattes Halbdunkel, düstere Melancholie liegen ihm nicht. Licht, Farbe, das sind seine Existenzbedingungen, die er sich von keiner Zeitrichtung verkümmern läßt. Und er hat recht damit. So stark ist in ihm dieses Bedürfnis nach dem Frohen und Hellen, daß er selbst da, wo er einmal den Grundakkord auf schwere, düstere Töne gestimmt hat, sich doch irgend einen siegreich hindurchbrechenden Lichtblick nicht versagen kann. So predigt er uns in seinen Bildern ein frohes Lebensevangelium mit starker, überzeugender Kraft.

Um endlich auch über Geigers Technik noch ein paar Worte zu sagen, so kennzeichnet ihn hier das Bestreben, die schlichte Größe der Natur mit entsprechenden Mitteln darzustellen. Er verzichtet auf jede Effekthascherei, mit einem möglichst geringen Aufwand von Mitteln sucht er die größten Wirkungen zu erzielen. In wenigen, aber starken, tiefklingenden Tönen, in einfachen, doch großzügigen Linien sucht er uns das, was er mit dem Auge und dem Herzen geschaut hat, innerlich nahezubringen. Seine Bilder und Studien weisen ein sorgfältiges Durcharbeiten auf, wie es in unseren Tagen nur selten geübt wird. Manah einer von den Jungen, der uns in abenteuerlichen Farbkombinationen sein unreflex Empfinden vorstammelt, verbirgt das mangelhafte Können hinter der großartigen Geste des kühlen Verachters. Darum kann man um so größere Freude haben an einem hochstehenden Künstler wie Ernst Geiger, der mit einer durchaus modernen, realistischen Auffassung der Natur die Kunst bildlicher Wiedergabe in einer so meisterlichen Technik voller Liebe und Sorgfalt zu verbinden weiß.

Peter Rosegger über seine Vorleserreisen*)

(Aus „Mein Weltleben“. Verlag von L. Staackmann, Leipzig.)

Mit gemischten Empfindungen denke ich zurück an die Zeit meiner Vorleserreisen. Ich war den Einladungen halb widerwillig gefolgt, aber es gab so viel Schönes dabei. Man reißt wie ein König, nur viel bequemer, man wird gefeiert wie ein Gott, nur viel wärmer, man hat Abenteuer wie ein fahrender Spielmann. Man könnte renommieren...

Angefangen hat's in Graz, bald nach dem Erscheinen meiner ersten Bücher in steirischer Mundart, so ums Jahr 1870. Ich hatte damals von einem Schauspieler öffentlich meinen „Aehndl Noah“ vorlesen gehört. Die unrichtige Betonung, die Mundartfehler, das Theatralische — alles zusammen war so bedenklich, daß ich mir sagte: bedenklicher könntest es auch du nicht machen. In Privatgesellschaften mochte ich hie und da schon einen schüchternen Versuch gewagt haben. Bei einem Heringsshmaus des Grazer akademischen Gesangsvereins war es, daß ich dem Drängen der Leute nachgab, auf das Podium sprang und ein lustiges Geschichtlein in steirischer Mundart vorlas. Das Beifallsgeschrei, das darauf losgebrochen, hat mich bloß verblüfft. Wenn sie einen solchen Lärm schlagen, dann sollen sie so bald nicht wieder etwas zu hören bekommen. Am nächsten Tage stand's sogar in der Zeitung — ich schämte mich ein wenig und war ein wenig stolz.

Von diesem Tage an verging kaum eine Woche, ohne daß ich angegangen wurde, irgendwo etwas vorzulesen, sei es bei Festunterhaltungen, bei Wohltätigkeitsakademien oder in heiteren Privatkreisen. Man brauchte bald nicht lange zu bitten, mir gefiel, daß ich gefiel, und wenn sie bei meinen Schwänken lachten, so lachte ich lustig mit. Die Säle waren stets überfüllt, es hieß, die Leute kämen meinetwegen; wo ist der junge Mensch, dem das nicht schmeichelte! Der Lärm war oft so ungestüm, daß mir hange wurde, er stand zu den Kleinigkeiten, die ich bot, in keinem Verhältnis. Solcher Beifall ward mir manchmal sogar bedenklich, weil er gerade bei den tollsten Spässen zum Uebermaße wuchs. Das würde nicht lange anhalten, war meine Meinung, doch so lange die

*) Am 26. Juni leztthin, wenige Tage vor seinem 75. Geburtstag, starb in Krieglach, in seiner steirischen Heimat, Peter Rosegger, der Dichter der „Zither- und Hackbrett-Lieder“, der „Schriften des Waldschulmeisters“, des „Ewigen Lichts“, des „Gottfuchers“, des „Seidepeters Gabriel“, des „Erdegegens“ und wie seine Romanbücher alle heißen. Seit Schiller hat kein deutscher Dichter in dem Maße die Gunst des Publikums belesen wie er. Bei Anlaß seines Todes wird man seine biographischen Bücher wie „Meine Waldheimat“ und „Mein Weltleben“ mit Interesse wieder lesen. Besonders das letztere enthält manch eine seiner unterhaltlichen „plauderfamen Beichten“, die sich so genußvoll lesen. Unsere „alten Leser“ verweisen wir zudem auf die längere Abhandlung über Roseggers Leben und Wirken, die bei Anlaß seines 70. Geburtstages im Jahrgang 1913, S. 235 ff. dieses Blattes veröffentlicht wurde.

Leute bei meinen Vorträgen lachen wollen, sollen sie halt in Gottesnamen lachen. Dann gab's auch Geschenke, hübsche eingerahmte Bildchen, Seidenschleifen, Busennadeln, Ehrenmitgliedschaften und Diplome. Und eines Abends hat man mir nach der Vorlesung von hinten meuchlings einen Lorbeerkranz auf den Kopf gelegt. Ich riß das Ungetüm sofort herab, aber Hamerling sagte mir damals: „Geben Sie acht, die Male auf der Stirn vergehen nicht mehr!“ . . .

In erster Zeit bin ich gar vornehm aufgetreten, ganz wie man sagte, daß es sein müsse: Weiße Halsbinde, weiße Handschuhe, Frack und Zylinder. Der Waldbauernbub! — Als mir die Lächerlichkeit auffiel, trachtete ich das Publikum durch einen anständigeren Anzug zu ehren. Bei einem deutschen Herzoge glaubte ich mich eines Tages entschuldigen zu müssen, nicht im Salonanzuge erschienen zu sein. Er antwortete: „Ich habe nicht den Frack eingeladen, sondern den Rossegger!“ Vor jedem Zuhörertruppe, ob auf dem Dorfe oder in Anwesenheit von Fürsten, hatte ich die gleiche Achtung und an jedem Abende suchte ich mein Bestes zu leisten. Ob die Zuhörer sich kühl verhielten oder tobenden Beifall spendeten, das ging mir wenig nahe; war ich mit der Leistung selbst zufrieden, so empfand ich das größte Behagen, wenn nicht, so konnte mich kein Zujuchzen aus der Verstimmung reißen. Außer es wäre der Beifall öfter von jener Art gewesen, wie dazumal in Zürich, wo unmittelbar nach Schluß der Vorlesung aus dem Publikum ein fremdes, hübsches, etwa zwanzigjähriges Mädel zu mir heransprang und mich tüchtig schmäkend abkückte. Dieses Beifallsklatschen hat mir sehr gut gefallen . . .

An kleinen Abenteuern fehlt es dem wandernden Sängergar nicht. In einer Stadt Thüringens ging es mir ähnlich wie einst Gottfried Kinkel; der versäumte in Nürnberg den Eisenbahnzug nach München zu seiner Vorlesung und telegraphierte dahin dem Vortragskomitee: „Komme mit Zehn- uhrzug abends, Publikum zusammenhalten!“ — Rasch Bierische, Krüge, Rettiche herbei, und siehe, der Bayer blieb sitzen. Einige Minuten nach zehn Uhr trat Kinkel, brausend begrüßt, in den Saal und hielt den Vortrag. — Ich kam allerdings in jener thüringischen Stadt noch rechtzeitig an, aber mein Koffer nicht, der war, Gott weiß wo, zurückgeblieben mit dem Vortragsmanuskript. Ich kann keine Zeile meiner eigenen Schriften auswendig. Bei einem Käsehändler wurde rasch ein alter Heimgartenjahrgang aufgetrieben, daraus las ich hochdeutsche Stücke, die während des Vortrages in die steirische Mundart übertragen werden mußten. Just keine spaßhafte Arbeit. — Schlimmer war es ein anderes Mal in Wien, als ich mitten im Vorlesen der Geschichte vom schlauen Bauernarzt gewahr wurde, daß in der Schrift die letzten zwei Blätter fehlten. Es blieb mir nichts anderes übrig, als am Rande des Abgrundes abzubrechen und ruhig ein neues Stücklein zu beginnen. Der größte Teil der Zuhörer merkte es gar nicht, nur ein einziger gestand mir später, daß er beim „Bauernarzt“ die Pointe nicht verstanden hätte. Daß diese Pointe in Graz zurückgeblieben war, habe ich ihm nicht auf die Nase gebunden . . .

Ein grauenhaftes Abenteuer hatte ich draußen an der Nordsee — in Bremerhaven. Wenige Stunden vor der Vorlesung dort nehme ich wahr, daß mir mein Vortragsmanuskript fehlt. Es war der besonders für Vorlesungen bearbeitete und eigenhändig sauber geschriebene „Volkshumor in den Alpen“. Ich hatte diesen „Volkshumor“ vorher in neun Städten Deutschlands gelesen, am letzten Abende noch in Bremen und sollte ihn auf derselben Reise noch in sechs weiteren Städten wiederholen. Sogleich depeschierte ich nach Bremen zurück in mein Hotel, auch an das dortige Vortragskomitee und an den Rathauskeller, wo ich tags zuvor nach der Vorlesung den Abend in heiterer Gesellschaft zugebracht hatte. Ob mein Volkshumor nicht dort wäre? Unerweilt nachschicken! — Rückantwort: Hier kein Volkshumor! — Wo staß der

Schelm? Am stärksten hatte ich die zwölf Apostel im Rathauskeller in Verdacht. Es war dort sehr munter zugegangen und auch der Alpenjäger hatte sein Herz so gründlich in Mosel- und Rheinwein gebadet, daß er am anderen Morgen in seinem Kopfe nachgerade das Brausen des Rheinfalles bei Schaffhausen zu hören glaubte. Nun war das Fest vorüber, auch die Handschrift, und niemand wollte sie gesehen haben. — Was tun? Das Kind lernt zuerst sprechen und dann erst lesen. Bei mir war es umgekehrt, ich konnte lesen, aber nicht „sprechen“. In meinem Leben hatte ich nicht vier Zeilen recht und gut auswendig gesprochen.

An den Straßenenden von Bremerhaven schrien große Zettel die Vorlesung aus, die ich in dem dortigen wissenschaftlichen Verein noch an demselben Abende halten sollte. Die Stunde der Not kam immer näher. Schon war ich zum Komitee gelaufen: Die Vorlesung könne nicht stattfinden, mir sei der Volkshumor in Verstoß geraten. Sie zuckten die Achseln, diese Kieselherzen, der Vortrag könne unmöglich verschoben werden, der Saal sei ausverkauft, auch aus Nachbarorten seien schon Leute da, man könne eine Absage nicht verantworten, außer ich wollte plötzlich erkranken. Das letztere war unter obwaltenden Umständen tatsächlich verlockend, ich wollte aber — bei näherer Ueberlegung — doch lieber mit Ehren ausgelacht werden, als in der schönen Reihe der Krankheiten die geeignetste auszuwählen und mit ihr ins Bett zu gehen. Die Buchhandlungen und Leihbibliotheken der Stadt hatte ich bald durchjagt, keines meiner Bücher in steirischer Mundart war aufzutreiben. Angekündigt war aber der Vortrag in steirischer Mundart, einen hochdeutschen habe ich mein Lebtag nicht gehalten; man sagt draußen hinter den schwarzen Pfählen auch etwas boshaft, sie verstünden besser meine Bauernmundart als mein Hochdeutsch. — Also keine Rettung.

Der Abend dämmerte. Von meinem Gasthoffsenster aus sah ich die Leute in den Saal strömen zum „Volkshumor in den Alpen“. Und wer in ganz Bremerhaven an diesem Abende den wenigsten Humor verspürte, das war der, von dem sie ihn erwarteten. Plötzlich kam mir die Erleuchtung: Mut, Anabe! Echter Humor wohnt nicht auf dem Papier, vielmehr in der Brust. Stülpe dich einmal un, lies nicht — erzähle! — Rasch mit Bleistift die Schlagworte einiger lustiger Geschichten und Anekdoten: „Is 's wos, so is 's nix“, „Die Gansleber“, „Die erste Dampfmaschinenfahrt“, „Der Wehndl Noah“, „Brüdenwirts letzter Willen“, „Der Schneckenhäufel Hiesel“. — So, gut ist's. Nun den Kopf in kaltem Wasser aufgefrischt, dann ruhig und würdevoll in den Saal. — Des Inhaltes bist du sicher. Denke nicht an die Seiten, worauf du die Dinge geschrieben hast, denke an die lebendige Geschichte, dichte während des Sprechens. Also in Gottesnamen!

Ich habe mich hingesezt vor die fremde, vielhundertköpfige Menge, habe angefangen zu plaudern, als läße ich in der altdeutschen Weinstube zu Graz mitten unter meinen Freunden, habe Sprüchlein gesagt, lustige Wespelerart geschildert, Schnurren und Schwänke erzählt. Die Zuhörer haben gelacht und ich mit ihnen. Weit über eine Stunde haben wir uns zusammen unterhalten und sind dann heiter auseinander gegangen. Am frohesten war sicher ich selbst.

Des andern Tages reiste ich nach dem Rhein. An Bremen fuhr ich nicht vorüber ohne auszustiegen, um nach der verlorenen Handschrift zu suchen. Sie war und blieb spurlos verschwunden. So fuhr ich weiter. Unterwegs dachte ich nach über die Vorlesung in Bremerhaven. Jetzt kam sie mir vor wie ein Fiebertraum, ich konnte mich kaum erinnern, was ich gesprochen und wie ich's gesagt hatte. Gelacht haben sie, aber wie ist's gemeint gewesen? Welchen Unsinn konnte ich geschwätzt haben in der Verwirrung? Keinesfalls war das Wagemut ein zweites Mal zu versuchen.